



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Theodor Fontanes Roman Cecile.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Und wenn die bloße Naturschönheit ohne allen Seclenglanz zu einer solchen wird, die man tote Schönheit nennt bei vollem Leben, so liegt hier eine wirklich tote Schönheit vor, die doch zugleich vom Leben tiefstes Zeugnis giebt, von dem Leben, das unabhängig ist von den zufälligen Bedingungen der Körperwelt und in sich selbst ruht vor und über dem Körperwesen wie im Ewigen; erscheint doch dabei selbst der Unterschied von männlich und weiblich im Gesichtsausdruck wie aufgehoben oder überhöht. Davon mehr und deutlicher wohl ein andermal.



### Theodor Fontanes Roman Cecile.



eit abseits von den Großstadtschilderungen, wie sie Spielhagen im höheren und Max Kreyer im niederen Stil versuchen, geht ein Schriftsteller, ein wahrhaft poetisches Talent und durch Lebensverhältnisse, Neigung und unablässiges Studium einer der genauesten Kenner Berlins, seinen ziemlich einsamen Pfad. Auch ihn erfüllt der Gedanke, die deutsche Reichshauptstadt zum Unter- und Hintergrunde von poetischen Darstellungen zu benutzen, und ohne den französischen Naturalisten näher verwandt zu sein, empfindet er den geheimen Reiz, sich auf einem Boden zu bewegen, welcher ihm, wie der Mehrzahl seiner Leser, völlig vertraut ist. Und obschon sich ein Dichter wie Theodor Fontane nicht darüber täuschen kann, daß alles, was an Wirkungen der Lokalschilderung, der gesellschaftlichen Atmosphäre gewonnen wird, verhältnismäßig wenig bedeuten will gegenüber der Stärke der Motive und der unmittelbaren Darstellung der in allen Wandlungen und Spielarten sich gleich bleibenden Menschennatur, so verschmäht er doch den kleinen Gewinn nicht, welcher namentlich dem Romandichtern aus der Eigentümlichkeit seiner Szenerie, aus der Wiedergabe von Gewohnheit, Sitte, Vorurteil, Lebensform und Gesprächston bestimmter Kreise erwächst. Fontane hat die Fähigkeit der Beobachtung zu einer gewissen Virtuosität gesteigert und versagt sich demzufolge nicht, einige Blicke über seinen jeweiligen Stoff hinauszuthun. Daß dies immer in feiner und geschmackvoller Weise geschieht, bedarf keiner Versicherung. Daß bei noch knapperer Einschränkung auf die Erfindung der eigentlich poetische Gehalt gesteigert werden könnte, bedarf auch keiner. Aber die kulturgeschichtliche Seite der Dinge hat es eben auch den Dichtern angethan, und in einer Zeit wie der unsrigen liegt die Gefahr, in der Feinheit der Einzelausführung und Färbung einen Schritt

zu weit zu gehen, gerade für den guten Künstler sehr nahe. Die massenhafte blödsinnige Nachahmung bemächtigt sich so hastig jeder Erfindung, welche dem Dichter aufgegangen ist, jeder aus dem vollen geschaffenen Gestalt, und das im Strome der Überproduktion ertrinkende Publikum weiß in der Regel so wenig, aus welcher Quelle die interessantesten Situationen und Charaktere eigentlich stammen, daß es für den besseren Schriftsteller nahe liegt, sich durch jene geistvolle Belebung der Schilderung und der Gespräche, welche der äußerlichen Nachahmung unerreichbar ist, vor Verwechslungen zu schützen. Wir fürchten, daß eine künftige Zeit den Gewinn, den die Literatur auf diese Weise macht, minder hoch anschlagen wird, als dies die Gegenwart thut. Inzwischen sind wir zu sehr Kinder unsrer eignen Tage, um uns nicht inmitten der Verwilderung, des brutalen Naturalismus, der konventionellen Wiederholung des tausendmal dagewesenen, an Lebensbildern zu erfreuen, welche aus der Fülle der Erscheinungen (auch der anmutigen, anziehenden) geschöpft, von der poetischen Freude an der Mannichfaltigkeit und Eigenart der Erscheinungen bewegt sind. Dies ist bei Fontanes kleinern Romanen mehr oder minder immer der Fall — wir begrüßen sonach auch den neuesten derselben, „Cecile,“ mit Teilnahme.

Die erste Frage bei einem Romane bleibt: was erzählt er uns? Wir verlassen mit einem eigentümlichen Paare, dem Obersten a. D. von St. Arnaud, einem hohen Fünzfziger, und seiner dreißig Jahre jüngeren schönen Gattin, der Titelheldin, Berlin an einem Sommernorgen und werden nach der bei Berlinern besonders beliebten Sommerfrische, nach Thale ins „Hotel Behnpfund“ geführt. Das St. Arnaudsche Paar macht hier bereits am zweiten Tage die Bekanntschaft eines Herrn von Leslie-Gordon, der früher preussischer Pionieroffizier gewesen ist und gegenwärtig als Zivilingenieur im Dienste einer großen Kabellegergesellschaft gleichfalls im Harze einige Erholungstage sucht. Vom ersten Augenblicke an fühlt sich Herr von Gordon von der anmutigen und etwas rätselhaften jungen Frau angezogen er spürt allerdings, daß ihre ganze Natur auf Huldigung und Pikanterie gestellt ist. „Der Eindruck, den er von diesem feinsinnlichen Wesen hatte, war aber ein angenehmer, ihm überaus sympathischer, und eine lebhafte Teilnahme, darein sich etwas von Wehmut mischte, regte sich plötzlich in seinem Herzen.“ Der weltersahrene, in der besten Gesellschaft aufgewachsene junge Mann errät und empfindet in der ersten Stunde der Begegnung und noch entschiedener bei den Ausflügen, die nach Quedlinburg und Altenbrak unternommen werden, daß ein Geheimnis um den Obersten und seine Frau, namentlich aber um die letztere, schwebt, er schließt aus gewissen kleinen Erlebnissen und Eindrücken, daß ein Schatten aus dem Vorleben Ceciles in ihr gegenwärtiges Leben fällt. Die eigentümliche Bildung und Bornehmtheit einerseits, die auffallende Unbildung der schönen Frau anderseits erwecken in ihm das Verlangen, ihre Geschichte kennen zu lernen, und da der Herr Ingenieur eine Schwester in Schlesien hat und die Vergangenheit der

St. Arnauds zum Teil dort liegen muß, so schreibt er an die Schwester und drückt in dem Briefe sein volles Interesse an Frau Cecile und ein gewisses Mißbehagen an ihrem Gemahl aus. Ehe er irgend eine Antwort erhalten kann, aber nicht ehe sich bei ihm die Teilnahme für die schöne Frau zu einer ihm selbst bedenklich erscheinenden Höhe gesteigert hat, wird Herr von Gordon aus Thale hinweggerufen. Er versagt sich nicht, Frau Cecile zu schreiben und das St. Arnaudsche Paar ein paar Monate später in Berlin aufzusuchen. Der Eindruck, den er von der Existenz der schönen Frau und ihres Gatten empfängt, gestaltet sich immer wunderlicher. Der Oberst, den er, bei allem Respekt vor der Schneidigkeit und Strammheit des ehemaligen Gardesoldaten, schon in Thale als einen „Feu-Oberst“ angesehen hat, lebt nicht nur in seinem Klub, wo hoch gespielt wird, mehr als daheim, er hat auch in seinem Hause kaum irgend welchen andern Verkehr als mit Mißvergnügten, mit jenen gescheiterten Strebern in Uniform und Zivil, welche die natürliche Oppositionslust der Reichshauptstadt bis zu wirklicher Gefahr vergiften. Und während Gordon noch zwischen Lachen und Entrüstung über den Ton schwankt, den er an der Tafel St. Arnauds vernommen hat, trifft die längst erwartete Auskunft über die Geschichte der schönen Frau ein. Auf Schlimmes gefaßt, wird er von dem, was er erfährt, doch beinahe überwältigt. Der Brief der Schwester und die Zuschrift einer Freundin an diese Schwester lassen Gordon keinen Zweifel darüber, daß Cecile aus einer verarmten halbpölnischen Adelsfamilie von Zacha stammt und bereits in ihrem siebzehnten Jahre „Vorleserin“ bei dem alten Fürsten von Welfen-Schingen geworden und in dessen Testament mit einem Gute bedacht worden ist, das Schloß des Fürsten aber nicht verlassen hat, sondern auf Wunsch seines Neffen, des Fürsten Bernhard, in undefinirter Stellung dort verblieben ist. Erst dem Tode auch des letzteren ist sie in das Haus ihrer Mutter nach Schlesien zurückgekehrt, in welchem Hause auch der Oberst St. Arnaud, zum Regimentskommandeur eines oberschlesischen Regiments ernannt, Wohnung genommen hat. Der Oberst verlobte sich mit der jungen Schönheit, „drei Tage nach der Verlobung empfing er einen Brief, worin ihm Oberstleutnant von Dzialinski, der älteste Stabsoffizier, vonseiten des Offiziercorps und als Vertreter desselben die Mitteilung machte, daß diese Verlobung nicht wohl angänglich sei. Daraus entstand eine Szene, die mit einem Duell endete. Dzialinski wurde durch die Brust geschossen und starb vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden.“ Der Oberst hat die ihm zuerkannte Festungsstrafe verbüßt, den Abschied genommen und Fräulein Cecile Woronesch von Zacha doch geheiratet, wie der seitherige Verlauf der Geschichte zeigt. Gordon steht wie vom Donner gerührt. Dieser Schlag ging doch über das Erwartete hinaus. Fürstengeliebte, Favoritin in duplo, Erbschaftsstück von Dunkel auf Neffe! Und doch sagt er sich rasch genug: „Groß gezogen ohne Vorbild, ohne Schule, nichts gelernt, als sich im Spiegel zu sehen und eine Schleife zu stecken. Sie hat sich dies Leben nicht aus-

gesucht, sie war darin geboren, sie kennt es nicht anders, und als der lange erwartete kam, nach dem man vielleicht schon bei Lebzeiten des Vaters aus- geschaut hatte, da hat sie nicht nein gesagt. Woher sollte sie dies „nein“ auch nehmen? Ich wette, sie hat nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, daß man auch „nein“ sagen könne; die Mutter hätte sie für närrisch gehalten und sie sich selber auch.“ Gordon setzt also seine Besuche bei den St. Arnauds fort, oder vielmehr er macht einen Besuch, bei dem er Cecile leidend antrifft. Und die Dinge, die er inzwischen erfahren hat, äußern seinem besten Willen zum Trotz eine geheime Wirkung, er schlägt einen Ton gegen die schöne Frau an, der sie zu der Beschwörung veranlaßt: „Nein, Herr von Gordon, nicht so. Bleiben Sie mir, was sie waren. Machen Sie mir mein Leben leicht, statt es mir schwer zu machen, stehen Sie mir bei, helfen Sie mir in allem, was ich soll und muß, und täuschen Sie nicht das Vertrauen, oder wozu soll ich es ver- schweigen, das herzliche Gefühl, das ich Ihnen von Anfang an entgegenbrachte.“ Und sie sagt ihm weiter, daß sie Schuld genug gesehen und bei einer bestimmten Gelegenheit sich geschworen habe, keine Schuld weiter auf sich zu laden. Gordon fühlt, daß sie Recht hat, und er fühlt es noch mehr, als ihm ein Brief der schönen Frau die Pflicht der Trennung nahe legt. Er entschließt sich auch, auf der Stelle abzureisen. Er hofft wieder nach Indien geschickt zu werden und auf den Schneepässen des Himalaya ohne Schuld und Vorwurf an die schöne Frau denken zu können; statt dessen reist er kaum einen Monat später abermals nach Berlin zurück. Er besucht eine Vorstellung des „Tannhäuser“ im Opernhause, und gewahrt hier zu seinem und ihrem Verhängnis Cecile, die mit einem Geheimrat Hedemeyer (den er in St. Arnauds Hause kennen gelernt hat und der ohne Frage die widerwärtigste der dort verkehrenden bedenklichen Persönlichkeiten ist) in einer Loge sitzt. Bei diesem Anblick vergißt Herr von Gordon, wie die Dinge liegen, daß Frau von St. Arnaud die Huldigungen des Geheimrates, der ihr gleichgiltig und unsympathisch ist, leicht nehmen und hinnehmen kann, während sie seine, Gordons Huldigungen, wie sie ja ehrlich eingestanden hat, fürchten muß. Eine Art Schwindel, ein Gefühl tollster Eifersucht überkommt ihn, er wirft hinter sich, was er von dieser Frau weiß, und hat nur die eine wahnsinnige Furcht, der Betrogene zu sein, der ritterlich und ehrlich resignirt hat, während der hämische, spize, frivole Geheimrat der Beglückte ist. So thut er unverantwortliche Dinge, er sucht Frau von St. Arnaud in ihrer Loge, dann noch am späten Abend in ihrer Wohnung auf und beleidigt sie, ob schon sie noch einmal aus ihrer innersten Seele heraus zu ihm spricht. Er hat eben den Glauben und das Vertrauen zu ihrer bessern Natur, ihren edleren Vorsätzen verloren, welche er vorher besessen. Die Strafe für sein unritterliches Verhalten ereilt ihn auf dem Fuße. Herr von St. Ar- naud, welcher von dem Auftreten seines Bekannten Kenntnis erhält, hat, wie bei dieser Gelegenheit zu Tage tritt, Herrn von Gordon schon längst gehaßt,

nicht weil er eifersüchtig ist (er schreibt noch zuletzt geringschätzig an seine Frau: „Daß du mit ein paar Herzensfasern an ihm hingst, weiß ich, und [es] war mir recht — eine junge Frau braucht dergleichen!“), sondern weil Herr von Gordon dem höhern Range, der größern Geltung des Obersten nicht den nötigen Respekt gezollt, die freie Unbekümmertheit des Weltfahrers ihm gegenüber an den Tag gelegt hat. Der Oberst schreibt Gordon einen Brief, auf welchen nur ein Pistolenduell folgen kann, und erschießt den anmaßenden Ingenieur, reist dann sehr behaglich nach Nizza ab und schreibt von dort aus einen Brief an seine Frau, welcher in dem Satz gipfelt: „Nimm das Ganze nicht tragischer als nötig, die Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle.“ Frau Cecile hat aber doch dergleichen, es überwältigt sie, daß wieder ein Mensch als Opfer ihrer unseligen Schönheit und ihrer unseligen Vergangenheit gefallen ist, sie vergiftet sich und sucht Zuflucht und Ruhe im Tode.

Dies wäre ungefähr das „Was.“ Aber das „Wie“ fällt hier unendlich schwerer ins Gewicht, als bei hundert andern Erzählungen. Fontanes Roman spielt, da der französische Begriff der „Halbwelt“ auf ihn ganz unanwendbar ist, in einer „Seitenwelt“ dessen, was sich große Welt nennt. Mit glücklichem Blick und Geist hat der Verfasser eine ganze Reihe von Schicksalen und Existenzen, die von Haus aus ohne Zusammenhang erscheinen, auf einen Punkt gesammelt, der Roman erweckt jene Doppelpfindung, daß uns alles, was Fontane erzählt, neu ist, und daß wir doch alles schon erlebt haben. Jeder hat ein- oder einigemal in seinem Gesichtskreis Erscheinungen wie die St. Arnauds auftauchen sehen, jeder ist im gesellschaftlichen Leben an die Menschen gestreift, die sich im Salon Cecile's versammeln. In der Regel ist es „jedem“ nicht so gut geworden, wie Herrn von Gordon, das Geheimnis der frühern Geschichte der schönen Frau durch eine sorgliche, wohlverfahrene Schwester aufgeklärt zu erhalten, indes auch Herrn von Gordon wäre es, wie der Verlauf des Romans zeigt, ja besser gewesen, weniger und etwa nur das zu erfahren, was der Hofprediger Dörfel ihm über Cecile von St. Arnaud mitteilen könnte! Im Ernst gesprochen: die Wiedergabe eines eigentümlichen Stückes Leben, die allmähliche Aufhellung der Verhältnisse und die Zuspitzung derselben zu einem tragischen Ende ist mit großer Meisterschaft behandelt. Alles erschließt und verknüpft sich leicht, ungezwungen, höchst anspruchslos, der freie Fluß der Erzählung erscheint beinahe nirgend gehemmt, alle Gestalten bis auf die der gutmütigen Malerin und des Hofpredigers sind mit lebendigster Deutlichkeit gezeichnet. Der Ton des gesellschaftlichen Kreises, in welchem die Geschichte Ceciles und Gordons verläuft, ist mit sicherer Lebenskenntnis und guter Haltung wiedergegeben, alles stimmt und wirkt zum Ganzen. Jede Episode hat ihre eigne Bedeutung, und mit großer Feinheit sind Menschen wie der Präzeptorwirt von Altenbrak und dessen Tochter, die junge Förstersfrau, in gewissen Augenblicken den handelnd wie leidend dem Untergang entgegentreibenden Hauptgestalten gegenübergestellt.

Fontanes Abneigung gegen alles Gemachte, Arrangirte, sein Wunsch, in plastischer Einfachheit die Dinge sprechen zu lassen, kann ihm bei gewöhnlichen Lesern selbst schaden. Der Schlüssel zum ganzen Roman liegt in der letzten längern Ansprache, welche Cecile an Gordon richten muß: „Sie haben eines schönen Tages die Lebensgeschichte des armen Fräuleins von Zacha gehört — und diese Lebensgeschichte, so wenigstens glauben Sie, giebt Ihnen ein Anrecht auf einen freieren Ton, ein Anrecht auf Forderungen und Rücksichtslosigkeiten, und hat Sie veranlaßt, an diesem Abend einen doppelten Einbruch zu versuchen, jetzt in meinen Salon und schon vorher in meine Loge. Nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich will alles sagen, auch das Schlimmste. Nun denn, die Gesellschaft hat mich in den Bann gethan, ich seh' es und fühl' es, und so leb' ich denn von der Gnade derer, die meinem Hause die Ehre anthun. Und jeden Tag kann diese Gnade zurückgezogen werden, selbst von Leuten wie Rossow und der Baronin. Ich habe nicht den Anspruch, den andre haben. Ich will ihn aber wieder haben, und als ich, auch ein unvergeßlicher Tag, heimlich und voll Entsetzen in das Haus schlich, wo der erschossene Dzialinski lag und mich mit seinen Toten Augen ansah, als ob er sagen wollte: »Du bist Schuld,« da hab' ich's mir in meine Seele hineingeschworen, nun, Sie wissen, was. Und ob ich in der Welt Eitelkeiten stecke, heut und immerdar, eines dank' ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft.“ Und der Schlüssel liegt weiter im Eingeständnis Gordons in seinem letzten Briefe: „Ein berühmter Weiser, ich weiß nicht, alter oder neuer Zeit, soll einmal gesagt haben: Wir glaubten und vertrauten nicht genug, und das sei der Quell all unsers Unglücks und Elends. Und ich fühle jetzt, daß er Recht hat. Ich hätte, statt Zweifel zu hegen und Eifersucht groß zu ziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltlos gehorchen sollen.“ Aber nicht jeder Leser wird das Verständnis der Hauptmotive davontragen, die Kunst der Episode, welche Fontane so fein durchgebildet hat, kann dem letzten beabsichtigten Eindruck störend werden.

Wie dem immer sei, die künstlerische Reife, die geistige Belebung, die Vortrefflichkeit der Ausführung verdienen das höchste Lob. Trotz alledem bleibt der Eindruck von „Cecile“ herzbelkemmend. Wir dürfen mit unsern Dichtern nicht rechten, wenn sie mit so viel Ernst und so warmem Anteil ein modernes Menschen-schicksal heraufbeschwören. Aber es ergeht uns dabei doch wie der armen Heldin dieses Romans, wir „sehnen uns nach Idyll, nach Frieden und nach Unschuld.“ Dem schuldigen Respekt vor der Fähigkeit des Dichters thut dies ja keinen Eintrag.

